

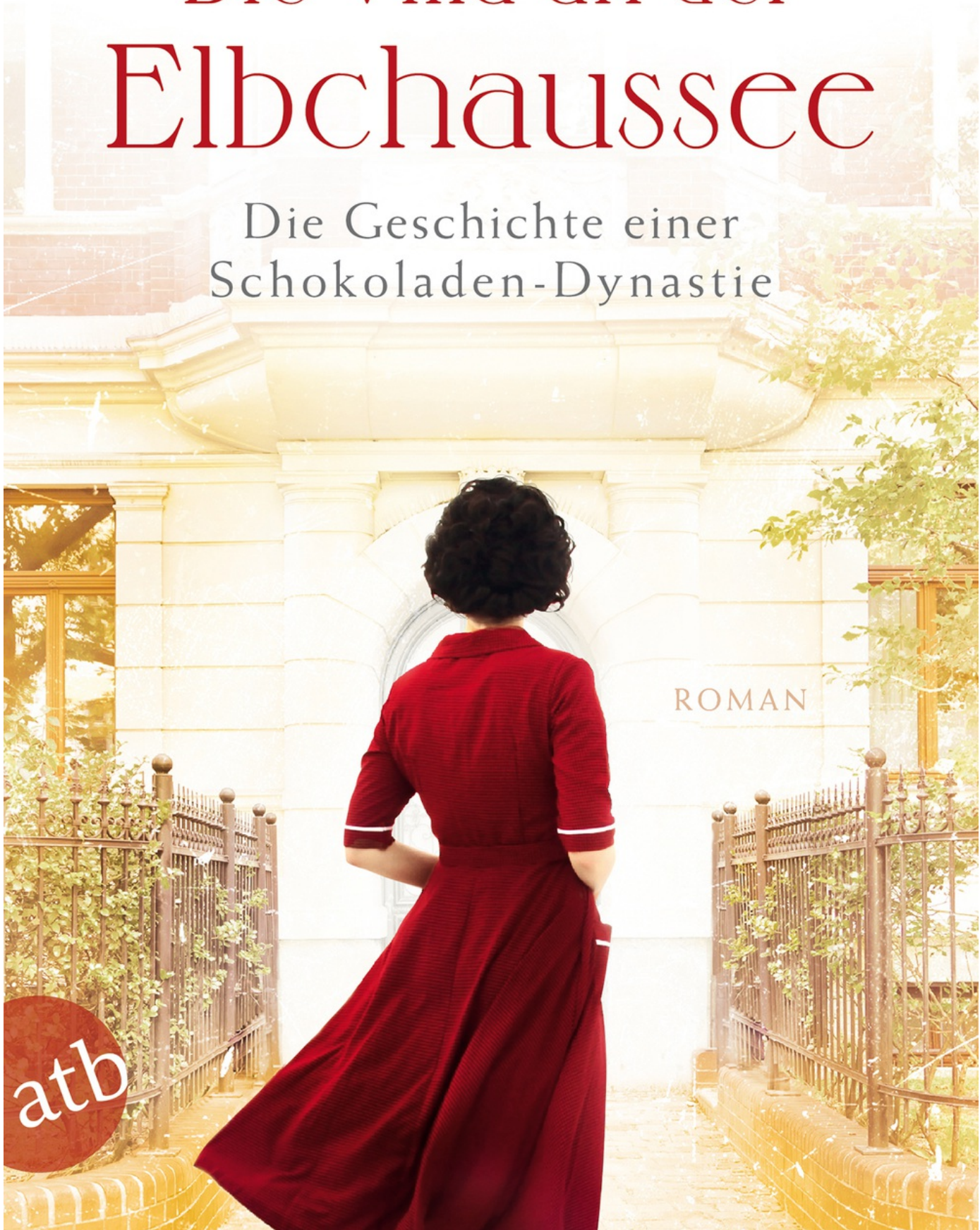
LENA JOHANNSON

Die Villa an der Elbchaussee

Die Geschichte einer
Schokoladen-Dynastie

ROMAN

atb



Kapitel 2

Es war ein warmer Mai-Tag. Obwohl noch früh am Morgen, hatte die Sonne bereits erstaunlich viel Kraft. Ungewöhnlich für Hamburger Verhältnisse. Eilig ließ Frieda das schlichte Wohn- und Kontorhaus in der Deichstraße hinter sich. Es war nicht nur recht warm für die Jahreszeit, auch hatte es lange nicht geregnet, sodass das Wasser im Nikolaifleet fiel und einen dunklen Rand an den Mauerwerken hinterließ. Nicht mehr lang, und die ersten schweren Holzpfähle, auf denen die meisten der mehrgeschossigen Speicher und Kontorgebäude im schlammigen Grund standen, würden zu sehen sein. Dann hätten es selbst die Schuten schwer, im Niedrigwasser zu manövrieren. Doch so weit würde es kaum kommen. Wenn in Hamburg auf eines Verlass war, dann auf den Regen. Wurde wirklich Zeit, es begann bereits modrig zu riechen. Ehe sie den Hopfenmarkt erreichte, sah sie sich um, ob keiner der Kaufmänner oder Kapitäne, die bei ihrem Vater ein und aus gingen, in der Nähe war. Dann hüpfte sie, wie sie es als kleines Mädchen gern gemacht hatte. Rechter Fuß einen Schritt vor, Hüpfen auf rechts, linker Fuß einen Schritt vor, Hüpfen auf links. Sie hatte ihr langes dunkelbraunes Haar zu einem Zopf geflochten, der ihr nun auf den Rücken klopfte.

Was hatte Ernst gesagt, wo er gewesen war, in Afrika? Er würde einiges zu erzählen haben. Frieda lächelte. Wie sehr hatte sie um den Freund gebangt. Sie konnte das Glück noch gar nicht richtig fassen. Hans würde auch bald nach Hause kommen, dessen war sie jetzt wieder sicher. Mit jedem Tag, der seit dem Waffenstillstand vergangen war, mit jeder Welle heimkehrender Soldaten war ihre Hoffnung gesunken. Doch nun hatte sie neuen Mut gefasst.

Je näher sie dem Hopfenmarkt kam, desto kräftiger schwoll ein Geräuschpegel an, den wohl nur eine Großstadt wie Hamburg hervorzubringen vermochte. Bauern aus den Vierlanden und Marschlanden redeten Platt untereinander, aber auch mit der Kundschaft, den Bediensteten der Kaufleute und Senatoren und den Frauen der Werftarbeiter und Quartiersleute. Frieda liebte den breiten Dialekt. Er klang so gemütlich. Und ehrlich; sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass jemand auf Platt log und betrog.

Um sie herum war geschäftiges Treiben. Männer mit dunklen Westen über den weißen Hemden und Frauen mit langen Schürzen und runden Strohhüten mit gewölbter Krempe boten ihre Waren feil. In den letzten Jahren waren es immer ein bisschen weniger Bauern geworden, die ihr Obst und Gemüse, ihre Wurst, den Schinken und Milchprodukte hier in Körben und auf Decken übereinandergestapelt anpriesen. Lebensmittel waren knapp, sogar von Plünderungen der Feinkostgeschäfte hörte man immer mal wieder. Wer selbst etwas anbaute, kam wohl gar nicht mehr bis in die Stadt, sondern verkaufte es direkt auf seinem Hof. Oder es landete gleich auf dem eigenen Teller.

Am Rand des Marktes stand ein braunes Pferd auf dem Kopfsteinpflaster. Vor den Leiterwagen gespannt, wartete es darauf, dass es wieder rausging aus der großen Stadt. Frieda trat heran und streichelte dem Tier die weiche Haut um die Nüstern.

»Bist ein hübscher Kerl«, sagte sie leise und klopfte ihm den Hals.
»Genießt du den Schatten von St. Nikolai?« Der Turm der mächtigen Hauptkirche soll einmal das höchste Bauwerk der ganzen Welt gewesen sein, hatte Großvater Carl ihr erzählt.

»Na, Deern, willst 'n Appel?«

»Liebe Zeit, haben Sie mich erschreckt!« Woher war der Mann so plötzlich gekommen? »Ein Apfel zu dieser Jahreszeit?« Sie versuchte zu erkennen, was er in seiner Hand verbarg. Es war rund und violett. Ein

Apfel war das ganz sicher nicht. Als er in meckerndes Gelächter ausbrach, wurde der mickrige Rest eines schiefen Gebisses sichtbar. »Büst klook, Deern. Nee, Äppel gifft dat noch nich. Man blots 'n büschen Rhabarber.« Das Lachen war dahin, sein Blick wurde matt.

»Und Kohlrabi, wenn ich mich nicht täusche«, sagte sie und deutete, als er sie überrascht ansah, auf das Gemüse, das zwischen seinen Fingern hervorlugte.

»Büst klook, Deern«, wiederholte er und schlurfte davon.

Sie ließ den Hopfenmarkt hinter sich, bog in den Großen Burstah ein und erreichte schnell das Rathaus mit der Börse. Welch ein Unterschied zu dem Treiben auf dem Markt. Dort waren Not und Mangel deutlich zu sehen, hier schien die hanseatische Welt noch in Ordnung. Männer in Anzügen und mit Hüten auf den Köpfen eilten hinein und hinaus.

Damen in langen Roben mit gerüschten Sonnenschirmchen flanierten über den Rathausplatz in Richtung Jungfernstieg und Alster. Frieda blickte zu den Türmen des neu erbauten Rathauses hinauf. Ein echtes Märchenschloss! Zwar war der Turm längst nicht so hoch wie der von St. Nikolai, doch mit seinen vielen Spitzen und Schnörkeln, mit den unzähligen Figuren und geschwungenen Simsen sah es aus, als könne dort nur ein König zu Hause sein. Wenige Schritte hinter dem großzügigen Platz bog sie rechts in die Bergstraße ein. Vater hatte schon oft davon gesprochen, das Haus dort aufzugeben. In diesen Zeiten musste auch er klug mit dem Geld umgehen, und die Deichstraße war wahrlich groß genug zum Wohnen und als Kontor. Dennoch konnte er sich nicht von dem schlichten roten Backsteinbau mit abgerundetem Giebel trennen. Es war sein Elternhaus, dort war er aufgewachsen. Nein, so bald würde er sich wohl nicht zum Verkauf entschließen, schon deshalb nicht, weil es Großvater Carl das Herz brechen würde. Außerdem bekäme er in diesen Tagen schwerlich auch

nur annähernd das, was das Haus wert war. Lieber wenig dafür bekommen als noch dafür bezahlen, ging ihr durch den Kopf. Erst kürzlich war die Haustür zu Bruch gegangen, als irgendjemand versucht hatte, sich Zugang zu verschaffen. Aber was wusste sie schon? Ihr Vater würde schon das Richtige tun.

Frieda trat ein. Es roch nach Staub und Papier.

»Einen guten Morgen, Fräulein Hannemann«, schallte es ihr entgegen. Sie grüßte die Handlungsgehilfen freundlich zurück, ehe sie die Treppe in den ersten Stock hinaufstieg, wo ihr Vater sein Kontor hatte. Sie klopfte an, die andere Hand bereits an der Klinke. Kaum dass sie die Stimme ihres Vaters hörte, öffnete sie und stieß beinahe mit Ernst zusammen.

»Hoppla!« Frieda strahlte ihn an.

Er machte einen Satz zurück. »Entschuldigung, wie ungeschickt von mir.«

Was war nur mit ihm los? Früher hätte er sie damit aufgezo- gen, wie tückisch sie war. Oder er hätte abgewartet, in welche Richtung sie ausweichen wollte, um ihr erneut in den Weg zu treten und einen Zusammenstoß zu provozieren. Bestimmt war es die Anwesenheit ihres Vaters, die ihn hemmte.

»Soll ich wieder gehen?«

»Nein, Sternchen, bleib nur hier. Vielleicht hört dieser Sturkopf auf dich.« Er deutete auf Ernst, der jetzt stocksteif vor dem Fenster stand und seine schirmlose Mütze knetete. »Stell dir vor, er hat mich tatsächlich gebeten, ihn wieder als Laufburschen in Stellung zu nehmen.«

»Ich brauche nun mal Arbeit. Und zwar sofort.«

»Das verstehe ich doch.« Ihr Vater seufzte. Die beiden tauschten ihre Argumente anscheinend nicht zum ersten Mal aus. »Du willst Geld verdienen, damit deine Mutter nicht länger im Hafen schuften muss.

Wer würde das nicht verstehen? Bist ein feiner junger Mann, Ernst, das bist du wirklich.« Ernst starrte auf seine Schuhspitzen. Sie sahen aus, als hätte er sie heute früh noch schnell mit Spucke poliert, um einen guten Eindruck zu machen. »Und ich bleibe dabei: Kräftige junge Männer mit einer schnellen Auffassungsgabe, wie du sie hast, werden überall gebraucht. Du wirst bald sechzehn, ein gutes Alter, um in die Lehre zu gehen. Als Schuhmacher, Drucker oder meinetwegen auch als Buchbinder.«

Frieda sah von einem zum anderen. Warum konnte Ernst nicht bei Vater in die Lehre gehen? Doch sie schwieg besser, sonst würde ihr Vater das nur wieder falsch verstehen und annehmen, dass sie nicht an Hans' Rückkehr glaubte.

»Als Arbeiter kannst du mehr verdienen. Du willst doch nicht dein ganzes Leben Laufbursche oder ungelernter Helfer sein«, fuhr ihr Vater fort.

»Als Arbeiter kann ich mehr verdienen?« Ernsts Augen funkelten. »Aber nur, wenn ich nicht gerade arbeitslos bin und mich in die Schlange stellen darf, um nach Almosen zu betteln. Oder bei einem Streik oder einem Aufstand totgeprügelt werde. Nee, schönen Dank.« Sein Blick streifte Frieda, die ihn entsetzt anstarrte. So hatte er noch nie geredet.

»'tschuldigung«, stammelte er, »aber ist doch wahr. Meine Mutter hat mir erzählt, was hier los war und noch immer los ist. Das ist bald schlimmer als der Krieg selbst.«

»Na, na«, machte ihr Vater halbherzig.

»Ist 'n starkes Stück«, sagte Ernst leise, »ich hab mitgekriegt, wie einige Kameraden Post von zu Hause bekommen haben. Alles in bester Ordnung, hieß das immer. Uns geht's prächtig. Von wegen!« Er schüttelte traurig den Kopf.

Albert Hannemann nickte bedächtig. »Hast schon recht, Junge,